Was einem Schauspieler passiren kann.

Wohl selten ist es einem Secretär so schlecht ergangen wie dem Secretär „Weber" im „Präsident", welcher vor kurzem im Theater einer Provinzialstadt auf die weltbedeutenden Bretter kam. Der unglückliche Weber hatte dabei auf der Bühne, wie es die Rolle vorschreibt, mit einem „Buckel" zu erscheinen, und er erinnerte sich hieran erst, als er schon auf der Bühne stand. Als gewandter Mann aber geht er rücklings zur Couliste, wo der Inspizient in Hemdärmeln steht und den Statisten einschärft, sich nicht so dumm zu benehmen, und ruft diesem zu: „Um Gottes willen, rasch einen Buckel!" Der Inspizient hat nichts Geeignetes bei der Hand, zieht deshalb in der Noth die Weste aus und stopft sie dem Weber unter den Rock. Doch Jammer über Jammer! Der Inspizient hat vergessen, den Schlüssel, die Uhr und die Kette, an welcher noch zwei Schützenthaler hingen, ferner einiges Geld aus den Taschen der Weste zu nehmen. Bei jedem Schritt nun, den der unglückliche Weber that, klimperten diese Dinge eine eigene Melodie. Weber war in Verzweiflung, der Inspizient nicht minder, denn er befand sich wegen seiner Uhr in einer wahren Höllenangst.

Da spricht Weber: „....man behauptet, in solcher Hülle könne kein ehrlicher Mensch stecken!" Kling, klang! und einige Silberstücke lagen auf der Erde. Das Publikum lacht. Weber ist der Verzweiflung nahe. Der Inspizient reckt seine Hände in die Scene und ruft: „Geben Sie um Gottes willen acht auf die Uhr!" — Unglückliches Vorurtheil," sagt die „Landräthin", da fällt Weber ein Schlüssel aus dem Buckel. Erneutes Gelächter. Erregt sagt Weber: „Glauben Sie mir, ich habe schon so manches Weh dadurch erlitten." Krach! liegt die Uhr in Splittern sammt den Thalern neben dem Schlüssel und den Geldstücken. Der Inspizient stürzt in Hemdärmeln hervor und schreit: „Jesus, Maria! Do legst Di nieder! Trampelt der Esel wie a Elephant auf meiner Cylinderuhr herum!" Der Vorhang fällt, einige Knaller beweisen, daß auf der Bühne jetzt in allem Ernst mit den Händen agirt wird. Stürmisches Beifallrufen im Publikum. Wieder hebt sich der Vorhang, und Hand in Hand, die Wangen hochroth gefärbt, treten die Beiden, holdselig lächelnd, vor die Lampen, um sich unter dem dröhnenden Gelächter des Publikums zu bedanken. Ja, ernst ist das Leben und heiter die Kunst.

Erkenne Dich selbst.

Die „Ill. Ztg." bringt unter der Rubrik: „Erkenne Dich selbst" einige Fragen zur Selbstcharakteristik, die von bekannten Männern und Frauen beantwortet werden. In der letzten Nummer betheiligt sich die Heroine Clara Ziegler in Berlin an diesem amüsanten Frage- und Antwortspiel in folgender Weise: Deine Lieblingseigenschaften am Manne? Charakterfestigkein, Gemüth, Verstand, Humor. — Diene Liblinzseigenschaften am Weibe? Häuslicher Sinn, Anmuth, feines Gefühl, Verständigkeit. — Deine Lieblingsbeschäftigung? Ausübung meines Berufes. Studium des Wahren, Guten, Schönen. — Deine Idee von Glück? Selbstzufriedenheit, Gesundheit. — Welcher Beruf scheint Dir der beste? Der der Menschheit den größten Nutzen bringt. — Wo möchtest Du leben? In meiner Vaterstadt (München), zeitweise in Griechenland und Italien. — Wann möchtest Du gelebt haben? Jetzt, oder zur Zeit des Augustus 30 J. v. Chr. — Deine Idee von Unglück? Unheilbare Leiden. Geliebte Personen überleben. Gottverlassenheit. — Dein Hauptcharakterzug? Streben nach Unabhängigkeit. — Deine Lieblingsschriftsteller? Grillparzer, Goethe, Schiller, Stieler. — Deine Lieblingsmaler und -Bildhauer? Rafael, Canova. — Deine Lieblingskomponisten? Schumann, Mendelssohn-Bartholdy, Beethoven, Wagner (bedingungsweise).

Deine Lieblingsfarbe und -Blume? Hellblau, Veilchen. — Lieblingshelden in der Geschichte? Armin, Karl d. Gr., Friedrich d. Gr., Kaiser Wilhelm I., Moltke, Bismarck.—Lieblingsheldinnen in der Geschichte? Maria Theresia, Cornelia, die Mutter der Gracchen.—Lieblingscharaktere in der Poesie? Iphigenie, Sappho, Antigone, Medea, Wallensteins Thekla, Max Piccolomini. — Deine Lieblingsnamen? Siegfried, Achill, Armin, Anna, Frida.—Welche geschichtlichen Charaktere kannst Du nicht leiden? Die tyrannischen und heimtückischen.—Welche Fehler würdest Du am ersten entschuldigen? Die in Folge angeborener Schwachsinnigkeit und mangelhafter Erziehung begangen werden. — Deine unüberwindliche Abneigung? Rohheit des Gefühls, Leichtsinn, Steinkohlengeruch, übelriechende Speisen. — Wovor fürchtest Du Dich? Vor falschen Menschen. — Lieblingsspeise und -Trank? Zahmes Geflügel, gebratenes Fleisch, Chateau Larose. — Dein Temperament? Sanguinisch-cholerisch, Neigung zur Melancholie. — Dein Motto? Klar sei der Mensch und einig mit sich selbst.

— Zerstreut. Professor: Ach, verzeihen Sie tausendmal, lieber Müller, daß ich nicht eher grüßte. Ich war im Zweifel. Von weitem glaubte ich, es sei Ihr Herr Bruder; dann meinte ich, Sie wären es; und nun ist es doch, wie ich sehe, Ihr Herr Bruder. Sie sehen sich aber auch zu ähnlich!

— Gutmüthig. „Nee, här'n Se — erscht hamm Se mir mein Bier umgeschmissen, dann hamm Se mir mit der Zigarre en Loch in'n Rock gebrannt und jetzt hamm Se mich ennen alten Filz geschimpft — wenn Se nu noch een Wort sagen, setz' ich mich an 'nen anderen Tisch!"

Sie emancipirt sich.

Moderne Frauentypen von A. Z.

Rudolf Bochow schritt abgespannt und hungrig seiner Wohnung zu. Es war ein arbeitsvoller Tag gewesen und er sehnte sich nach der Ruhe und Behaglichkeit seines häuslichen Heerdes. Ein zufriedenes Lächeln verklärte seine milden, freundlichen Züge, während er sich ausmalte, wie wohlig es bei ihm zu Hause sein würde. Seine Gattin empfing ihn freundlich auf der Schwelle und half ihm den engen Gehrock ablegen und in den weiten, warmen Schlafrock schlüpfen. Weder eine Versammlung noch eine Vorstandssitzung ihres Vereins fand heute statt — das wußte er ganz genau — und so konnte er sicher sein, einen gemüthlichen Abend zu verleben. Gewiß, auf dem Tisch stand schon die Abendmahlzeit bereit, die er sich, von der sorglichen Hausfrau bedient, trefflich munden ließ, denn er hatte einen Bärenhunger. Die Kinder, die schon ihr Abendsüppchen gegessen, boten ihm den üblichen Gutenachtkuß und ließen sich von dem Kindermädchen artig zu Bett bringen. Und friedvolle Stille herrschte, und die von der Berufsarbeit angestrengten Nerven fanden im behaglichen Heim Ruhe und Erholung.

Stillvergnügt lächelte Herr Bochow vor sich hin. Jetzt steckte er den Drücker in's Schloß, um die Corridorthür zu öffnen. Was war das? Lautes Schreien und Weinen von zwei Kinderstimmen schallte ihm entgegen und als er jetzt rasch in's Wohnzimmer trat, bot sich ihm ein Anblick, der wenig Aehnlichkeit hatte mit dem lieblichen Bild häuslichen Stilllebens, das noch soeben seine Phantasie so angenehm beschäftigt hatte.

Fritz und Pauline, die beiden kleinen vier- und sechsjährigen Kinder des Hauses, katzbalgten sich auf der Erde herum. Im Zimmer selbst der gräßlichste Wirrwarr. Stühle lagen umgestürzt am Fußboden, daneben die Scherben einer Kaffeetasse und eines Kuchentellers, ferner Sophakissen, Kleiderbürsten, Damenstiefeletten Strickzeug u. s. w. im lieblichsten Durcheinander. Auf dem Tisch stand noch das Kaffeegeschirr vom Nachmittag. Von irgendwelchen Vorbereitungen für sein Abendbrot war keine Spur.

Rudolf Bochow stand einen Augenblick starr, der lächelnde Ausdruck seiner Miene hatte sich jäh in unmuthiges, ärgerliches Staunen verwandelt.

Nun trat er an seine Kinder heran, die sein Kommen gar nicht bemerkt zu haben schienen.

„Aber Fritz! Pauline!" rief er, sie scheltend an.

Die Kinder sprangen auf und wandten sich dem Vater zu, Pauline mit schrecklich zerzausten Haaren, Fritz mit hochrothen Wangen, die deutliche Spuren von der älteren Schwester Fingernägel aufwiesen.

„Wo ist Mama?" herrschte er die beschämt vor ihm stehenden Kinder an.

„Mama ist fort — schon seit einer halben Stunde," antwortete sein Töchterchen.

„Fort? Aber das ist doch —" Er unterbrach sich, trat zur Flurthür und rief: „Auguste!" Die Gerufene, ein dralles Mädchen mit bloßen, kräftigen Armen, einen hölzernen Kochlöffel in der Hand, stürzte eilig herbei.

„Ach Gott, der Herr!" stieß sie bestürzt hervor.

„Wo ist meine Frau?" fragte Herr Bochow und seine Stirn zog sich in finstere Falten.

„Madam ist aus! Wohin, das hat sie dem Herrn aufgeschrieben. Auf dem Schreibtisch in des Herrn Stube liegt der Zettel."

Rudolf Bochow biß sich auf die Lippen.

„Und was ist das hier für eine greuliche Unordnung? Warum sind Sie nicht bei den Kindern?"

„Ich — ich koche ja eben die Suppe für die Kinder."

„Jetzt — um halb neun? Eine nette Wirthschaft!"

Das Mädchen zeigte eine gekränkte Miene.

„Wenn ich doch der Madam beim Anziehen helfen mußte!"

Herr Bochow fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Es ist gut!" sagte er etwas milder. „Geben Sie den Kindern zu essen und bringen Sie sie in's Bett."

Der Zettel, den Rudolf Bochow auf seinem Schreibtisch fand, enthielt auf der einen Seite eine Wäscherechnung, auf der andern ein paar flüchtig hingekritzelte Zeilen von der Hand seiner Frau: „Lieber Rudolf! Werde plötzlich zu unserer Vereinspräsidentin gerufen. Vorstandssitzung. Denke Dir, die Meyer, die für übermorgen den Vortrag über die „Emanzipation des Weibes" übernommen hatte, hat plötzlich abgesagt. Irgendwelche Kabalen! Scheußlich! Große Rathlosigkeit natürlich! Woher nun so rasch eine andere Rednerin nehmen? Berathung wird wahrscheinlich lange dauern. Warte nicht auf mich! Habe in Eile ein paar Happen zu mir genommen. Auguste wird Dir das Abendbrot serviren. Guten Appetit! Deine Constanze."

„Guten Appetit!" Rudolf Bochow lachte grimmig in sich hinein. Für heute war ihm wieder einmal der Appetit vergangen. Es war ja nicht das erste Mal, daß die Vereinsthätigkeit seine Frau hinderte, ihre Fürsorge ihrer Häuslichkeit zu widmen und daß ihm beim Nachhausekommen statt gemüthlicher Ordnung und Behaglichkeit ein wirres Durcheinander empfing. Nur war er gerade heute ganz unvorbereitet gewesen und müder und abgespannter als gewöhnlich.

Aechzend sank er in den Sessel vor dem Schreibtisch nieder und starrte nachdenklich vor sich hin. Mechanisch streckte er die Hand nach den beiden Photographien aus, die in zierlichen Stehrahmen vor ihm standen. Die Bilder stellten Constanze dar, das eine als junges Mädchen, mit hellen, frischen Augen, frohgemuth in die Welt blickend, das reiche Blondhaar in dichten Flechten aufgesteckt — das andere als Frau mit dem Kneifer auf der Nase, das Haar kurz geschnitten.

Was war aus dem munteren, frischen Mädchen geworden?

Der Grübelnde seufzte tief. Welcher Umstand hatte diese Umwandlung zuwege gebracht? War es die kinderlose Zeit der ersten drei Ehejahre, während welcher die junge Frau, da ihn seine Beschäftigung den ganzen Tag außerhalb des Hauses festhielt, sich oft über Einsamkeit und Langweile beklagt hatte?

Oder war es das böse Beispiel ihrer Freundin, der Präsidentin des Vereins „Gleiches Recht", das so unheilvoll auf Constanze gewirkt?

Lange saß der einsame Mann fast regungslos und sann über diese Frage nach. Hätte er gleich zu Anfang energischen Widerstand geleistet und Constanze den Eintritt in den Bund der Frauenrechtlerinnen nicht gestattet, alle Unannehmlichkeiten, die darauf folgten, wären ihm erspart geblieben. Aber wer hätte auch ahnen können, daß Constanzes Betheiligung an der Vereinsthätigkeit, die er überhaupt nicht ernst genommen, eine solche Tragweite für die Gestaltung seines häuslichen Lebens besitzen würde? Zum Unglück hatte man Constanze auch noch zur Schriftführerin des Vereins ernannt und sie widmete sich ihrer neuen Pflicht mit so viel Eifer und Gewissenhaftigkeit, als ob das Wohl und Wehe ihres ganzen Geschlechts von der Erfüllung derselben abhinge.

Es war bereits 11 Uhr, als Frau Constance von der Vorstandssitzung heimkehrte. Sie befand sich, wahrscheinlich unter der Nachwirkung der stattgehabten Debatten in großer Erregung. Ihre schmalen Wangen glühten, ihre Augen blitzten unter den funkelnden Gläsern ihres goldberänderten Pincenez.

„Ah, noch auf!" rief sie aus, als sie beim Eintritt in das Wohnzimmer ihres Gatten ansichtig wurde, der die Hände auf dem Rücken, stumm auf und ab schritt. „Ich glaubte Dich längst zu Bett."

Er blieb mitten im Zimmer stehen und blickte mit schmerzlichem Gesichtsausdruck zu ihr hinüber. Sie legte Hut und Mantel ab und war noch so ganz von dem, was sie an dem Abend innerlich beschäftigt hatte, in Anspruch genommen, daß sie den ungewöhnlichen Ausdruck in seinen Mienen nicht gewahrte, ja, sie vergaß sogar ihm zum üblichen Bewillkommungskuß die Lippen zu bieten. Ihre ganze äußere Erscheinung hatte etwas Nachlässiges, Saloppes. Die Abstoßschnur ihres Kleides war losgetrennt und ein Stück davon schleifte zerfasert am Fußboden nach. Der Kragenbesatz am Halsausschnitt war unsauber und seit lange nicht erneuert, ihre Finger zeigten häßliche Tintenflecken.

Mit Bitterkeit und stiller Betrübniß nahm er davon Notiz. Welch ein Gegensatz zwischen dem anmuthigen, adretten, mit tadelloser Sorgfalt gekleideten Mädchen von Einst und der Frauenrechtlerin von Jetzt, die ihm in diesem Augenblick zorniger Erbitterung wie eine Karrikatur aus den „Fliegenden Blättern" vorkam.

„Ich habe mit Dir zu sprechen, Constanze," redete er sie, ihr näher tretend, mit ernster Stimme an.

Aber sie hörte gar nicht auf ihn, sondern sprudelte, ganz erfüllt von ihren Neuigkeiten hervor:

„Denke Dir nur, die Meyer ist ausgetreten, plötzlich, ohne Angabe irgend eines Grundes. Natürlich—man kann sich denken: feige Unterwerfung unter das Machtgebot des Mannes. Schmachvoll!"

Sie nahm den Kneifer von der Nase und rieb mit dem Taschentuch heftig an den Gläsern herum.

„Constanze, ich—ich finde, daß Herr Meyer—"

Sie ließ ihn nicht ausreden. „Empörend ist die Rücksichtslosigkeit," fuhr sie in ihrer ungestümen Weise fort, „die Rücksichtslosigkeit, die darin liegt, daß sie uns so kurz vor der großen Versammlung, für die sie den Vortrag übernommen, absagt. Natürlich, die reine Bosheit von ihr und ihrem Ehetyrannen. Aber, sie haben sich Beide zu früh gefreut. Die Versammlung wird doch stattfinden und ich springe in die Bresche."

Triumphirend blickte sie zu ihrem Gatten hinüber, der sich auf die Lippen biß und unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

„Wie? Du wolltest," — stieß er hervor, während ihm das Blut in Wangen und Stirn schoß.

„Den Vortrag übernehmen — freilich!" vollendete sie stolz, voll Selbstgefühl.

Dann setzte sie sich an den Tisch, schlug eins der Bücher auf, die sie von der Sitzung mit heimgebracht, und fing an, sich in die Lektüre desselben zu vertiefen.

Erregt schritt Rudolf Bochow im Zimmer auf und ab und bemühte sich, den Aeger, der in ihm gährte, zu bemeistern. An ihr Pflicht- und Gerechtigkeitsgefühl wollte er appelliren, an ihr gesundes Urtheil und zuerst versuchen, sie in Güte auf den rechten Weg zurückzubringen.

Dazu gehörten Ruhe und geistige Klarheit.

Er glaubte endlich, das nöthige innere Gleichgewicht wieder gewonnen zu haben, als Constanze von ihrem Buch aufblickte, mit dem Bleistift, mit dem sie sich auf dem Blatt Papier Notizen machte, ein paar mal auf den Tisch aufklopfte und ihm stirnrunzelnd zurief: „Rudolf, willst Du nicht lieber zu Bett gehen? Du machst mich mit Deinem Herumlaufen ganz nervös".

„Und Du?" fragte er, seine Wanderung unterbrechend, „willst Du Dich nicht auch niederlegen?"

„Ich?" Sie zuckte entrüstet mit den Schultern. „Wo denkst Du hin? Ich habe zu arbeiten".

„Zu arbeiten?" Er bemühte sich, seiner Stimme einen möglichst gleichmüthigen Klang zu geben. „Jetzt zur Nachtzeit? Was ist denn das für eine dringende Arbeit?"

Sie machte eine Bewegung der Ungeduld. „Na höre mal", fuhr es ihr ärgerlich heraus. „Wie du nur so thöricht fragen kannst! Ich skizzire die Umrisse meines Vortrags und da ich ihn, wie du weißt, schon übermorgen halten muß, so habe ich alle Ursache, mich zu beeilen."

„Du willst also wirklich den Vortrag halten?" Er blickte ihr ernst und ruhig in's Auge.

„Aber natürlich!" entgegnete sie scharf und entschieden. „Ich habe mich dazu verpflichtet und ich halte mein Wort. Denkst Du, ich mache es wie die Meyer?"

Er that, als ob er die letzte, in etwas spitzem, spöttelndem Tone gehaltene Frage nicht gehört habe und fuhr „immer mit derselben Ruhe und Gelassenheit" fort: „Hast Du Dir auch überlegt, daß Du in diesem Falle Deine häuslichen Pflichten, die doch für eine verheirathete Frau obenanstehen, würdest vernachlässigen müssen?"

Sie rümpfte die Nase und verzog den Mund.

„Häusliche Pflichten? Für die Kinder ist Auguste da und für die Küche Minna." Sie umfaßte ihren Bleistift und blickte vom Neuen in ihr Buch. „Und nun bitte, laß mich!"

Er aber trat dicht an sie heran, entwand ihr den Bleistift und sagte in ruhiger, aber entschiedener Weise: „Du gestattest, daß ich Deine Aufmerksamkeit noch ein wenig in Anspruch nehme."

Sie blickte erstaunt, geärgert zu ihm auf und eine zornige Entgegnung schwebte ihr auf den Lippen. Aber als sie in seine mit sehr ernstem und ungewöhnlich strengem Ausdruck auf sie gerichteten Augen sah, senkte sie schweigend den Kopf.

„Hältst Du es denn nicht für eine Deiner heiligsten Pflichten, Constanze," fragte er, wieder etwas milder, aber doch eindringlich, „Dich selbst um das geistige und leibliche Wohl Deiner Kinder zu bekümmern?"

Sie lachte schrill auf: „Na, weißt Du," entgegnete sie spottend, „dieser feierliche Ton! Für Pauline's Entwikkelung sorgen die Lehrerinnen in der Schule und für Fritzchen's geistiges Wohl genügt wohl vorläufig Auguste vollauf."

Er zuckte zusammen, seine Augen flammten und es hatte den Anschein, als würde er endlich seine ruhige Gelassenheit aufgeben, aber er bezwang auch diesmal den in ihm aufsteigenden Zorn. Er seufzte tief auf und sagte: „Und ich — hast Du nicht Pflichten gegen mich?"

Sie zuckte wieder spöttisch mit den Schultern. „Pflichten gegen Dich? Was soll ich darunter verstehen? Soll ich Dich vielleicht auf Schritt und Tritt behüten und hinter Dir her sein wie hinter einem Baby?"

Er schüttelte mehr schmerzlich als unwillig den Kopf. „Als Du Dich verheirathetest, hast du gewußt daß Du nun in aller Zukunft in erster Linie, nein, ausschließlich alle Deine Kräfte und Deine Zeit Deinem neuen Berufe zu widmen haben würdest., Deinem Berufe als Gattin und Mutter."

Er sah sie erwartungsvoll an, sie aber verzog geringschätzig lächelnd den Mund und entgegnete, ohne sich eine Sekunde zu besinnen, schlagfertig: „Beruf als Mutter und Gattin? Einen solchen Beruf giebt es gar nicht. In erster Linie bin ich Mensch und ich habe auch Pflichten gegen mich." Ihre Erregung und Lebhaftigkeit wuchs und sie sprach mit erhobener Stimme, als stüude sie auf der Tribüne: „Wir Frauen von heute sind es müde, immer und ewig nur als Anhängsel des Mannes zu gelten und uns widerspruchslos in die recht- und wehrlose Lage zu fügen, die ein veraltetes Gesetz, eine veraltete Sitte uns anweist. Wir wollen auch theilnehmen an der Lösung der großen Fragen der Zeit. Wir verlangen volle Gleichberechtigung mit Euch und die Freiheit, die uns verliehenen Kräfte im Kampf des Lebens bethätigen zu dürfen. Wir wollen uns nicht immer auf die Küche, die Kinderstube und den Strickstrumpf verweisen lassen. Wir erklären uns als mündig und nehmen das Recht in Anspruch, frei über uns selbst bestimmen zu dürfen. Und nun —" sie ergriff mit energischer Bewegung den Bleistift — nun laß mich an meine Rede denken."

Er war sehr bleich geworden, ein leises Zittern durchflog seine hohe, breitschulterige Gestalt. Doch er raffte sich auf. Seine Brauen zogen sich finster zusammen, dicht an seine Frau herantretend, faßte er sie mit festem Griff am Arm und sagte gebieterisch: „Du wirst diese Rede nicht halten, ich verbiete es Dir, Constanze."

Sie schnellte empor und außer sich, in maßloser Heftigkeit schrie sie ihm mit gellender Stimme zu; „Du verbietest es mir? Aha! Gelüstet es Dich den Herrn und Gebieter herauszukehren? Mir imponirt das gar nicht. Ich bin ein Mensch wie Du und ich habe wie Du das Recht zu thun, was ich als richtig, was ich als meine Pflicht erkenne. Oder willst du mich vielleicht zwingen — mit Gewalt. Ich bin ja nur ein schwaches Weib und Du ein starker Mann und das Gesetz, das famose Gesetz, das Ihr Euch so schlau für Euren Gebrauch zurecht gestutzt habt, giebt Dir ja das Recht dazu. So —" sie blickte ihm mit einer herausfordernden Miene in's Gesicht und kreuzte die Arme über einander — „na, so züchtige mich doch."

Er sah ihr fest, aber äußerlich ruhig in's Auge und entgegnete: „Es liegt mir fern, körperliche Gewalt anzuwenden. Ich will Dir aber bemerken, daß Du, solltest Du meinen Wunsch, mein Gebot mißachten, die Folgen zu tragen haben wirst."

Er wandte sich und schritt zur Thür, während sie höhnisch hinter ihm her lachte.

Sie arbeitete noch mehrere Stunden und legte sich dann, angekleidet, auf das Sopha im Wohnzimmer. Als er am anderen Morgen die Stube betrat, um zu frühstücken, lag sie noch im tiefen Schlaf. Leise trat er vor die Schläferin hin und betrachtete ihre lieblichen, feingeschnittenen Züge, die jetzt in der Ruhe des Schlafes einen sanften, friedlichen Ausdruck zeigten. Alle Liebe, die ihn einst angetrieben, um das schöne, anmuthsvolle Geschöpf zu werben, erwachte in ihm und machte ihm das Herz weich. Lange betrachtete er sie schweigend und seine Mienen zuckten vor mühsam beherrschtem Schmerz. Dann strich er sich mit der Hand über die Stirn und Augen und seine Züge nahmen einen ehernen, entschlossenen Ausdruck an.

„Es muß sein!" murmelte er vor sich hin. „Es ist die höchste Zeit, wenn es nicht schon zu spät ist. So weiterleben — unmöglich! Biegen oder — er stöhnte tief auf — „brechen!"

Als er um ein Uhr zum Mittagessen nach Hause kam, fand er sie am Schreibtisch sitzend und emsig schreibend. Im Wohnzimmer war noch nicht einmal gedeckt. Die Kinder hörte er in der Küche nach der Mama und nach dem Essen schreien.

„Wie steht es mit dem Mittagbrot?" fragte er. Doch sie hörte gar nicht auf ihn und er mußte seine Frage wiederholen.

„Ich weiß nicht — frage die Minna!" entgegnete sie kurz, unwirsch. „Du siehst, ich habe zu thun."

„Ich warne Dich noch einmal, Constanze," sagte er ernst. „Sei vernünftig! Bedenke, was —"

Sie unterbrach ihn ärgerlich. „Ich will nichts mehr hören, nichts, nichts! Ich habe den Vortrag übernommen und muß und werde ihn halten. Und niemand, hörst Du, niemand wird mich daran hindern."

Er antwortete nichts, denn er sah, daß mit Worten nichts auszurichten war. Hier mußte gehandelt werden, energisch, mit eiserner Strenge. Schweigend verließ er das Zimmer, um in einer Restauration seinen Hunger zu stillen.

Den ganzen nächsten Tag über ging Frau Constanze, mit geringen Pausen, memorirend im Zimmer hin und her. Rudolf Bochow nahm keine Notiz davon. Er aß, da Minna diesmal das Essen zur rechten Zeit auftrug, und beschäftigte sich mit den Kindern, die ziemlich vernachlässigt aussahen und die ihm ihr Leid klagten, daß sie sich gar nicht muksen dürften und daß Mama sie jedesmal zornig anfahre, so oft sie den Versuch machten, ein wenig zu spielen.

Am Abend kam Rudolf Bochow früher nach Hause als gewöhnlich. Constanze stand zum Ausgehen fertig, mitten im Zimmer, unter dem Arm hatte sie eine Papierrolle, wahrscheinlich das Concept ihrer Rede über die „Emanzipation des Weibes."

Ihre Augen leuchteten in fast fieberischem Glanze, ihre Wangen flammten. Es war das Vorgefühl des Triumphes, den ihr der Abend in Aussicht stellte, das berauschende Gefühl der Ehrsucht, das in ihren Adern gährte. Ihre Stimme klang heiser, als sie sich jetzt zu ihm herumdrehte: „Du! — So zeitig heute?"

„Ich wollte Dir noch einmal vorstellen, in Güte vorstellen — bleib, Constanze, ich bitte Dich, bleib!"

Ueber ihr Gesicht, das noch eben hell gestrahlt, zog eine dunkle Wolke des Mißvergnügens. Aber gleich darauf zeigte sie wieder eine freundliche Miene.

„So sei doch nicht so eigensinnig, Rudolf", entgegnete sie sanften Tones: „Ich kann doch unmöglich jetzt mehr absagen."

„Bedenke doch, daß es sich um den Frieden unserer Ehe, um das Glück der Kinder handelt", mahnte er.

„Aber sei doch nicht so wunderlich, Rudolf! Das ist doch eine ganz ungeheuerliche Uebertreibung." Sie lächelte ihn an und er, bewegt von ihrer unerwarteten Sanftmuth, trat an sie heran, faßte nach ihrer Hand und redete eindringlich in sie hinein: „Liebe Constanze, sieh Dir unsere Kinder an, wie vernachlässigt, wie verwildert sie sind! Und ich, ich weiß nicht, habe ich noch ein Heim, habe ich noch eine Frau oder nicht." Sie bewegte nervös die Schultern und schüttelte mit dem Kopf. Er aber fuhr eifrig fort: „So kann es nicht weiter gehen, so nicht! Die Frau gehört in's Haus, ihr Platz ist bei Mann und Kind und nicht auf dem Markt des Lebens, auf dem Forum."

Sie machte sich hastig los. Schon war sie mit ihrer Sanftmuth zu Ende. „Weißt Du, Du bist wirklich unausstehlich mit Deinen — Deinen spießbürgerlichen Anschauungen. Und nun laß mich — es ist die höchste Zeit!"

Sie wollte sich zur Thür wenden, er aber trat ihr rasch in den Weg. Seine Augen blickten sie fest, gebieterisch an und seine Stimme klang rauh und entschieden. „Du bleibst!"

Sie taumelte erschrocken einen Schritt zurück und starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. „Wie?"

„Du bleibst," wiederholte er kurz. Dann schritt er zur Thür, drehte den Schlüssel um und steckte ihn in die Tasche.

„Ah!" Sie stieß es mit geifendem Munde heraus. Ihre Brust ging stürmisch auf und nieder. Eine furchtbare Aufregung durchglühte ihren Körper. „Du — Du willst mich einschließen? Mit Gewalt willst Du mich zurückhalten? Das ist infam!"

Mit einem Satze war sie an seiner Seite und nun rüttelte sie ihn heftig am Arm. „Oeffne!" kreischte sie „öffne! Ich bin keine Sklavin, keine Verbrecherin, die man einschließen darf. Oeffne, sage ich Dir!"

Sie zitterte am ganzen Leibe. Ihre Augen flammten. Er machte sich von ihrem Griffe frei und faßte sie an dem Handgelenk.

„Oeffne!" kreischte sie.

„Nein!"

Nichts weiter als dieses kurze, energisch gesprochene Wort. Da riß sie sich mit einer ungestümen Bewegung von ihm los und warf sich mit voller Wucht gegen die Thür und rüttelte an der Klinke und trommelte mit den Fäusten gegen die Holzfüllung.

Eine unendlich peinliche Empfindung durchbebte ihn. Zum ersten Male fühlte er, wie es sich wie Haß und Verachtung in ihm regte gegen das Weib, das in zügelloser Wuth, aller Mäßigung baar, wie eine Furie sich gebärdete.

„Constanze!" rief er warnend. „So mäßige Dich doch! Die Dienstboten —"

Sie aber nahm nicht die geringste Notiz von seiner Warnung. Mit erneutem, heftigem Anprall stürzte sie sich gegen die Thür. „Oeffne!" schrie sie, „öffne!"

Dann, von einer neuen Idee gepackt, drehte sie sich plötzlich um, eilte blitzschnell zum Fenster, dessen Flügel sie aufriß und nun drehte sie sich zu ihm um. „Laß mich hinaus! oder ich schreie um Hilfe." Er erschrak heftig. Um Gotteswillen. Nur keinen öffentlichen Skandal. Ein heißes Schamgefühl durchfuhr ihn. Schon sah er sich und seine Frau in aller Munde. Rasch trat er an sie heran und bemühte sich, sie vom Fenster hinwegzuziehen. „Constanze, ich bitte Dich — die Schande, bedenke doch die Schande!"

Sie aber klammerte sich mit fieberischer Heftigkeit an das Fensterkreuz und ihren Vortheil wahrnehmend, drohte sie: „Wenn Du mich nicht augenblicklich hinausläßt, schlage ich die Scheiben ein und rufe die Leute auf der Straße an."

Und sie erhob mit entschlossener Gebärde die geballte Faust.

Er ließ sie los, seine Nerven hielten nicht länger Stand. In dieser Art des Kampfes war sie ihm überlegen. Das fühlte er. Ihm blieb nichts übrig, als vorläufig nachzugeben. Er griff in die Tasche und reichte ihr den Schlüssel.

„Da — geh'! Aber das sag' ich Dir; diese Stunde scheidet uns für immer!"

Sie stieß einen Triumphschrei aus; auf seine Worte hörte sie gar nicht. Und nun, ohne Verzug, zur Thür, unterwegs die Papierrolle, die ihr beim Ringen entfallen war, aufnehmend und, ohne sich noch einmal nach ihm umzuwenden, hinaus, fort zur Versammlung der Frauenrechtlerinnen.

Rudolf Bochow sank erschöpft, völlig gebrochen auf einen Stuhl nieder und verhüllte ächzend sein Gesicht in beiden Händen.

Am anderen Morgen hatten die beiden Ehegatten eine kurze, inhaltsschwere Unterredung. Frau Constanze erklärte, während der Eifer des Fanatismus ihr vom Gesicht leuchtete, daß ihr Leben der großen Sache der Frauenemanzipation gehöre und daß Niemand in der Welt sie zwingen könne, dem, was sie als ihre heilige Pflicht erkannt habe, je untreu zu werden. Rudolf Bochow aber sagte, er habe nicht geheirathet, um das Leben eines Junggesellen zu führen. Eine Frau, die ihre Familie vernachlässige, um des Interesses Anderer, Fremder willen, tauge nicht zur Ehe.

So gingen sie auseinander, äußerlich kalt und gleichgiltig. Herr Bochow leitete unverzüglich die Scheidungsklage ein wegen gegenseitiger „unüberwindlicher Abneigung". Frau Constanze fand im Hause der Präsidentin ihres Vereins, einer älteren Wittwe, eine Zufluchtsstätte. Die Zinsen ihres in die Ehe gebrachten Vermögens wurden ihr regelmäßig ausbezahlt und reichten für ihre Bedürfnisse hin. Vier Monate später fand die Schlußverhandlung in der Scheideangelegenheit statt, zu dem beide Parteien persönlich eingeladen waren. Der vom Richter pflichtmäßig noch einmal vorgenommene Versöhnungsversuch erwies sich als fruchtlos.

Rudolf Bochow gab alle seine Erklärungen in ruhigem, entschiedenem Tone ab. Schon während der ersten fünf Minuten hatte er aus dem ganzen Auftreten seiner Gattin erkannt, daß sie während der wenigen Monate erhebliche Fortschritte auf dem Wege der Emanzipation gemacht hatte. Ihre Gestalt und ihr Gesicht waren eckig und knöchig geworden. Ihr dunkles, sackartiges, unsauberes Kleid zeugte von ebensoviel Geschmacklosigkeit, wie Achtlosigkeit in Bezug auf ihre äußere Erscheinung. Ihre Reden und Gegenreden waren zum Theil in spitzem, höhnendem Tone, zum Theil in tönendem Pathos gehalten. Die Scheidung der beiden Gatten wurde ausgesprochen und Frau Constanze kehrte in das Haus ihrer Gesinnungsgenossen zurück. Fritz und Pauline wurden dem Vater zugesprochen, nur einmal des Jahres wurde der Mutter gestattet, ihre Kinder bei sich zu sehen.

Am anderen Tage nahmen Mutter und Kinder Abschied von einander. Die Kleinen zeigten sich scheu und befangen, die Frau mit den unheimlich funkelnden Augen war ihnen ganz fremd geworden.

Als Frau Constanze eine Stunde später in ihr neues Heim zurückkehrte, schloß sie sich in ihrem Zimmer ein und eine ganze Weile ging sie ernstlich mit sich zu Rathe, ob sie sich für den Abend, zufällig war an demselben Tage eine Versammlung anberaumt—nicht durch Krankheit entschuldigen lassen sollte.

Als aber die Versammlung eröffnet wurde, stand sie an ihrem Platze auf der Tribüne. Ihr Auge flog aufleuchtend über die dichte, andächtige Menge hin, welche den Saal bis zum letzten Platz füllte.

Das war ihre Familie—jene Frauen und Mädchen, die vertrauensvoll, gläubig wie zu einer Erlöserin zu ihr aufblickten, und die sie sich gelobt hatte, aus Noth und Unwissenheit, aus Knechtschaft und Unterdrückung zu erretten.

Die Klingel der Präsidentin ertönte jetzt.

„Frau Constanze Bochow hat das Wort!"

Und ein Ruck ging durch den Körper der Frauenrechtlerin, ihre schmächtige Gestalt richtete sich straff und stolz auf. Schwärmerei und Fanatismus strahlten von ihrem schmalen Gesicht, blitzten aus ihren weit geöffneten Augen, und sie hob an zu sprechen, feuriger, beredter, zündender als je........

Eine interessante Skatpartie.

Die nachstehend geschilderte Skatpartie hat den Vorzug, nicht etwa gelegt, sondern thatsächlich durch den Zufall gefügt und gespielt worden zu sein. Als psychologisches Moment ist noch zu beachten, daß die Mittelhand während des ganzen Abends keine einigermaßen anständige Karte bekommen hatte, und daß der Spieler nun, da er zum ersten Male eine gute Karte in der Hand hatte, bis zum Aeußersten zu gehen entschlossen war.

Vorhand hat Treff Aß, König, Dame, Bube, Zehn, Neun, Acht, Sieben, Pique Sieben, Careau Neun. Mittelhand hat Pique Buben, Carreau Buben, Pique Aß, Zehn König, Coeur Aß, Zehn, König, Carreau Aß, Sieben. Hinterhand hat Coeur Buben, Carreau Zehn, König, Dame, Acht, Pique Dame, Neun, Acht, Coeur Neun und Acht. Im Skat liegen also Coeur Dame und Coeur Sieben.

Mittelhand reizt zunächst auf Pique Solo, und da Vorhand dies annimmt und Null-Ouvert spielen will — das Null-Ouvert wäre mit der Carreau Neun übrigens gefaßt — so erklärt Mittelhand Grand, das nach der Usance der betreffenden Spielpartie Null-Ouvert überbietet.

Mittelhand wird schwarz, und zwar entwickelt sich das Spiel so:

Vorhand spielt natürlich Treff Aß aus, Mittelhand sticht mit Carreau Buben, wird von der Hinterhand mit Coeur Buben überstochen. Hinterhand spielt nun von seiner Force ab und zwar Carreau Acht, Vorhand übernimmt mit Carreau Neun, Mittelhand läßt den leeren Stich mit dem bewußten Ausruf: „Den sollt Ihr auch noch haben!" und gibt die Sieben zu. Das ist der verhängnißvolle Fehler, da sonst das Spiel unmöglich zu verlieren gewesen wäre. Vorhand, der jetzt am Stich ist, fordert den Alten, Mittelhand muß den Grünen zugeben, Hinterhand wimmelt Carreau Zehn. Nun spielt Vorhand seine sechs Treff auf, Mittelhand wirft auf die beiden ersten Stiche die beiden Könige zu, Hinterhand die beiden Carreau, König und Dame. Im weiteren Verlaufe wirft Mittelhand ganz richtig Carreau-Aß weg, da alle Carreau gespielt sind. Sie behält schließlich für die beiden letzten Stiche Pique Aß, und da vier Coeur noch fehlen, wirft sie auf den letzten Treff, Sieben, das Pique Aß ab und behält Coeur Aß. Vorhand spielt nun ihre Pique Sieben, auf die das Coeur Aß fällt. Mittelhand ist schwarz.

Brauchen wir hinzuzufügen, daß Mittelhand nur mit äußerster Energie davon abgehalten werden konnte — — Hand an sich selbst zu legen?

— Die bösen Zeitungsschreiber. Im Jahre 1726 wurde in der Residenzstadt Dresden und anderen Orten vermerkt, „daß sich allerhand Leute unterstünden und anmaßeten, Zeitungen zu schreiben und durch deren Versendung in's Land und auch außerhalb, darinnen viele falsche und unwahre, mit anzüglichen, vergälleten und die Gemüther verbitternden Expressionen angefüllte Nachrichten auszustreuen, sowie die fremden und auswärtigen Zeitungen, in welchen vielerlei widrige, unwahrhaftige Nachrichten und Raisonnements enthalten, abzuschreiben oder wenigstens zu extrahiren und hiernach in ihren Correspondenzen mit wegzuschicken und öffentlich bekannt zu machen. Da nun durch dieses ungeziemende und strafbare Benehmen Leute, und besonders der gemeine Mann, wie auch Andere, die keinen Unterschied zu machen verstehen, dadurch irre gemacht, zu falschen Konzepten und Impressionen und zur Unzufriedenheit verleitet würden, so erließ die Regierung gegen diese falschen, widrigen oder sonst bedenklichen und verdächtigen Zeitungsschreiber die Warnung, sich solches Gebahrens und Raisonnements zu enthalten. Wer dagegen handelte, sollte nach Befinden mit Gefängniß, Verweisung aus der Stadt oder Festungsbau bestraft und sonst mit Schimpf und Schande belegt werden." In Leipzig, so berichtet das „Leipz. Tagebl.", dem wir diese Notiz entnehmen, wurde noch 1768 ein Kandidat der Theologie, welcher unter dem Namen Franz von Ehrenberg eine Satyre auf Leipzig geschrieben hatte, auf Lebenszeit von der Kanzel verbannt.

— Eigenthümliche Beurtheilung. Frau vom Lande: Gelt Du — der mit der großen Geige (Baßgeige) ist der Geschickteste? — Bekannter: Ach nein, im Gegentheil, das ist der Unbedeutendste von Allen! — Frau vom Lande: Und der mit dem kleinen Geigerl? — Bekannter: Das ist ein ganz tüchtiger Künstler! — Frau vom Lande: Schau, überall dieselbe Ungerechtigkeit; der Musikant, der net viel kann, kriegt das größte Instrument zum Spielen und der G'schicktest muß sich mit der kleinen Geige zufrieden geben!

— Neidisch. Na, Kleiner, warum weinst Du denn so?" — Ja, die Mutter hat mir und dem Hans'n Senfpflaster aufgelegt und — dem Hans seins ist viel größer als meins!"